

Predigt über Matthäus 21, 28-32 am 11. Sonntag nach Trinitatis (27. August 2017)

Was meint ihr aber? Es hatte ein Mann zwei Söhne und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn, geh hin und arbeite heute im Weinberg.

29 Er antwortete aber und sprach: Nein, ich will nicht. Danach reute es ihn, und er ging hin.

30 Und der Vater ging zum zweiten Sohn und sagte dasselbe. Der aber antwortete und sprach: Ja, Herr! und ging nicht hin.

31 Wer von den beiden hat des Vaters Willen getan? Sie antworteten: Der erste. Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren kommen eher ins Reich Gottes als ihr.

32 Denn Johannes kam zu euch und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und obwohl ihr's saht, tatet ihr dennoch nicht Buße, so dass ihr ihm dann auch geglaubt hättet.

Liebe Gemeinde,

was meint ihr aber, mit diesen Worten beginnt Jesus das Gleichnis, das wir eben als Predigttext gehört haben.

Was meint ihr aber... mit diesen Worten sagt Jesus zu denen, die ihm zuhören: Hört jetzt einmal genau hin. Jetzt kommt etwas, was euch betrifft. Ich will eure Stellungnahme. Ihr könnt euch nicht zurückziehen als neutrale Beobachter. Ihr seid jetzt aufgefordert, gut zuzuhören. Ihr müsst jetzt mitdenken!

Nun scheint aber die Geschichte, die Jesus dann erzählt auf den ersten Blick gar nicht so etwas Besonderes zu sein:

Das kommt ja in den besten Familien vor: einer sagt: Ja, Ja – vielleicht, weil er seine Ruhe haben will. Aber er tut dann doch nicht, was ihm aufgetragen ist.

Oder umgekehrt: dass einer zuerst Nein sagt – und dann überlegt er es sich doch noch einmal anders.

Wer von beiden hat den Willen des Vaters getan?

Die Frage ist so leicht, dass man sie fast nicht ernst nehmen kann: natürlich hat der den Willen des Vaters getan, der eben das gemacht hat, was der Vater von ihm wollte. Egal, was er vorher gesagt hatte.

Aber nun sagt Jesus: das, was ich euch eben erzählt habe, hat mit dem Reich Gottes zu tun. Deshalb lohnt es sich, die Geschichte noch einmal, und zwar genauer, zu betrachten.

Wenn Jesus in einem Gleichnis von einem Vater und seinen Kindern erzählt, dann will er damit zeigen: so ist Gott. So verhält sich Gott zu uns Menschen. Wie ein Vater.

Das ist das erste, was Jesus uns mit diesem Gleichnis sagt: So ist Gott uns gegenüber eingestellt. Wie ein Vater zu seinem Kind.

Mein Sohn oder, wörtlich übersetzt: *mein Kind* – in dieser Anrede schwingt eine väterliche Zuneigung mit: Wie ein liebevoller Vater ist Gott zu uns. Wie ein Vater, der uns mit Liebe ansieht. Der Vertrauen in uns setzt und Hoffnungen für uns hat.

Es klingt aber auch besitzergreifend: du bist mein Kind. Du gehörst zu mir. Bei mir ist dein Platz. Und: Ich gebe dir jetzt einen Auftrag.

Gott als Vater - inzwischen haben wir gelernt, dass dies eine bildhafte Redeweise ist für Gott. In der Bibel gibt es auch Bilder, die von einer mütterlichen Seite Gottes sprechen. Das bekannteste steht beim Propheten Jesaja, wo es heißt: ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet (Jes. 66,13). Das Bild ist eben nicht mit dem Original zu verwechseln, denn Gott sprengt alle Vorstellungen, die wir haben. Worauf es ankommt ist folgendes: Jesus zeigt uns Gott als ein Gegenüber, als jemand, der uns zugeneigt ist – einer der uns aber auch für sich beansprucht. Gott als Person, die mich ernst nimmt – die aber auch ernst genommen werden will.

Der jüdische Philosoph Martin Buber hat gesagt: Gott ist das große Du. Das Du, das uns anredet. Und erst mit dieser Anrede erfahren wir einen Sinn in unserem Leben. Wir sind erst dann wirklich Menschen, wenn wir dieses Gegenüber haben: Gott, der uns anspricht.

So redet auch Jesus von Gott: Gott ist ein Gegenüber, eine Person, jemand, der mich anspricht.

Heutzutage sagen ja manche Menschen: Mit Gott als Person kann ich nichts anfangen. Aber eine höhere Macht – so etwas muss es geben. Gott ist eine unpersönliche Kraft. Oder: Ein schöpferisches Prinzip. Bei einer Bibelwoche sagte ein Teilnehmer einmal: Gott ist „Energie“.

Aber in der Bibel finden wir einen solchen unpersönlichen Gott nicht. Gott ist nicht irgendein schöpferisches Prinzip – wir würden ja auch nicht statt eines Vaters irgendein männliches Prinzip als Erzeuger haben wollen.

Für Jesus ist Gott kein Prinzip, sondern der Vater, der uns zugeneigt ist und zu dem wir beten können: Vater unser im Himmel...

Aber Gott will auch etwas von uns, er möchte, dass wir seinen Willen tun. Deshalb kann Gott nicht als Ausrede herhalten, wenn Menschen zu bequem, zu träge oder zu furchtsam sind, das zu tun, was nötig ist. Es geht nicht, wenn Menschen gedankenlos und träge sagen: das hat halt Gott so gewollt oder: das hat Gott gefallen.

Es hat Gott ganz und gar nicht gefallen so hat einmal der Schweizer Pfarrer Kurt Marti auf der Beerdigung eines Kindes gesagt, das bei einem Verkehrsunfall umgekommen war. Schon lange vorher hatte es gefährliche Situationen auf dieser Straße gegeben. Eine Ampel war gefordert worden – aber nichts geschah. Und auf der Traueranzeige stand dann: Gott hat es gefallen, dieses Kind zu sich zu rufen.

Dagegen protestierte der Pfarrer zu Recht: Gott gefällt so etwas nicht. Gottes Name darf nicht als Ausrede herhalten, wenn eigentlich wir gefordert wären, etwas zu tun, was Leben schützt.

Gottes Namen darf erst recht nicht als Legitimation von Gewalt missbraucht werden. Gewalt im Namen Gottes missbraucht diesen Namen.

Gottes Name darf nicht als Alibi dienen, wenn Menschen das ernten, was sie gesät haben bei Umweltkatastrophen, Unfällen und anderen tragischen Ereignissen, wie dem in Fukuschima.

Gott hat unsere Welt so eingerichtet, dass wir gut darauf leben können. Und er hat uns die Aufgabe gegeben, diese Welt zu bebauen und zu bewahren, nicht aber sie so zu verändern und zu verunstalten, dass das Leben immer gefährdeter wird.

Gott als Gegenüber will uns immer wieder aufrütteln und in Dienst nehmen, wie der Vater aus diesem Gleichnis seinen Sohn: Mein Sohn, geh hin uns arbeite heute im Weinberg.

„Ja, Herr“, sagte der Sohn – und hat doch nichts getan.

Und wir? Wie steht es mit uns? Fühlen wir uns auch getroffen, entlarvt, weil wir im Verhalten des Sohnes unser eigenes Verhalten erkennen müssen?

Einer hat ein Versprechen gegeben – und er hat es nicht gehalten. Einer hat Ja gesagt – und hat doch nichts getan.

Bei der Taufe haben Eltern und die Paten stellvertretend Ja gesagt und versprochen: wir wollen unser Kind auf dem Weg des Glaubens begleiten. Bei seiner Konfirmation hat jeder von uns selber Ja gesagt: ja, ich will Jesus Christus nachfolgen. Ja, ich will mich nach den Weisungen Gottes richten.

Was ist aus diesen Versprechen geworden?

Jesus sagt: Ihr habt mir versprochen, meine Jünger zu sein, meine Mitarbeiter und Mithelfer. Wie steht es damit? Was hat das für Folgen?

„Ja, Herr!“, sagte der Sohn und ging nicht hin.

Äußerlich schien alles korrekt zu sein. In der Gegenwart des Vaters verhielt er sich angepasst. Wohlerzogen und höflich spricht er den Satz aus, den sein Vater hören will.

„Ja, Herr“, und ging nicht hin. Nach außen hin ist alles korrekt, die Fassade stimmt – aber nach innen stimmt es dann nicht mehr.

Was ihm fehlt ist nicht das Reden: er *sagt* ja! Was ihm fehlt ist das Ernstmachen mit dem Glauben im täglichen Leben: ... und er ging nicht hin.

Das gibt es offensichtlich: dass einer sonntags von Versöhnung hört und davon redet – und bereits am Montagmorgen versagt er dort, wo ein Kollege oder eine Kollegin auf ein Wort der Versöhnung wartet.

Dass jemand große und schöne Worte von Nächstenliebe spricht – aber gleichzeitig mit bestimmten Menschen kein Wort mehr redet.
Dass jemand sagt: ja, vor Gott sind wir alle gleich! Aber dass er gleichzeitig denkt: Deutschland den Deutschen. Ausländer raus.
Das passt nicht zusammen und kann auch niemals zusammengebracht werden.
Jeder von uns hat in diesen Gottesdienst unerledigte Aufträge Gottes mitgebracht. Wo wir unsere Einstellung ändern sollen, wo wir etwas tun müssten.
Jesus fordert uns in diesem Gleichnis auf: macht ernst mit eurem Glauben! Lebt auch das, was ihr glaubt. Und verschließt eure Ohren nicht vor dem Anspruch Gottes.
Der Vater hat von seinem Sohn gar nichts Besonderes gefordert, sondern etwas, was eigentlich selbstverständlich ist.
Und für uns geht es auch nicht um irgendwelche Wunderdinge. Wir müssen nicht eine Mutter Theresia werden oder ein Dietrich Bonhoeffer oder irgendein anderer moderner Glaubensheld.
Es geht schlicht darum, ganz praktisch zu tun, was Gott uns für den Alltag aufträgt.
Das kann für den einen bedeuten, dass er anfängt, Gutes statt Schlechtes an anderen Menschen zu sehen und seine Klatschsucht aufzugeben.
Das kann für die andere bedeuten, dass sie endlich den Besuch macht, den sie schon oft verschoben hat.
Wenn wir ehrlich zu uns selber sind, dann wissen wir einiges, was noch ansteht. Und wenn da etwas dabei ist, das Kraft und Überwindung von uns erfordert, so sollen wir wissen, dass Gott uns die nötige Kraft schon geben wird.
Aber nun hat der Vater aus unserem Gleichnis ja noch einen anderen Sohn. Als er zu ihm sagte: Geh in meinen Weinberg! – Da antwortete er: Ich will es nicht tun. Danach aber reute es ihn und er ging hin.
Er hat auch den Auftrag des Vaters gehört. Aber er will nicht. Vielleicht ist er zu faul, oder er hat gerade etwas anderes vor- Ausreden wird er schon haben.
Aber was schlecht begonnen hat, wird doch noch gut: es reute ihn und er ging hin.
Eigentlich hätte man es von ihm gar nicht mehr erwartet. Er war nicht höflich und angepasst wie der erste Sohn. Sein Nein hat den Vater bestimmt geärgert. Aber dann hat der Sohn sich verändert.
Das ist doch schön! Das ist doch tröstlich: wir Menschen können uns verändern! Wir sind nicht auf ewig festgelegt auf unser Nein. Es ist Raum da für Veränderung.
Keiner muss bleiben, wie er ist und was er ist. Bei Gott gibt es keine hoffnungslosen Fälle.
Es ist gut, das zu wissen. Und es bewahrt uns davor, Menschen einzuteilen nach ihrem äußeren Anschein: einzuteilen in Gute und Schlechte, Anständige und Unanständige, Bekehrte und Unbekehrte, Jasager und Neinsager.
Gott hat offensichtlich ein positiveres Menschenbild als wir! Obwohl er uns so genau kennt, erwartet er immer noch etwas von uns.
Der Gott, den Jesus verkündigt, rechnet mit Veränderung. Bei ihm ist es möglich, dass einer sein Nein aufhebt. Gott wartet und er ermöglicht Veränderung.
Sonst wären wir wohl alle auf der Seite dessen, der Nein sagt – und bei seinem Nein auch bleibt.
Der den Willen Gottes spürt – aber lieber einem anderen Willen folgt.

Von zwei Söhnen war in unserem Gleichnis die Rede. Beide tragen keinen Namen. Die beiden Söhne stehen nicht für bestimmte Personen. Sie zeigen uns zwei Verhaltensweisen.
Und in jedem von uns steckt etwas von beiden Söhnen: das vorschnelle Jasagen und dann nicht dazu stehen wollen, die Bequemlichkeit, mich um mich selbst zu kümmern. Es steckt aber auch in uns: die Kraft der Veränderung und die Freude daran, wenn ich trotz einem ersten Widerwillen doch getan habe, was zu tun war.
In jedem von uns steckt etwas von beiden Söhnen – deshalb gilt auch uns allen die Anrede Gottes: Mein Kind: bei mir ist dein Platz. Höre auf mich, folge mir – es wird dir gut tun.
Amen.